

Nr. 191 Bydgoszcz / Bromberg, 22. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ich bin wie aus den Wolken gefallen über die teuflische Arglist, mit der Natas alle meine Bezichtigungen gegen ihn — auf mich zurückgeschoben hat.

„Der Brand brach in meiner Loge aus?“ rufe ich empört. „Aber das allein muß ja schon jedem Menschen zeigen, daß nicht ich die Starkstromfalle gelegt habe! Ich werde doch nicht mich selbst ermorden wollen?!“

„Wer sagt, daß Sie hätten ermordet werden sollen, Herr Jansen? Konnte die Todesfalle nicht auch dem Erfinder German May gelten, dessen Erbe Sie sind?“

Ich schweige entsetzt.

„Die heute Nacht entsprungene Mörderin des Bankdirektors Henzl“, fährt der Polizeipräsident mit leicht bebender Stimme fort, „zeiht Sie, Herr Jansen, der Anstiftung! Das Gefängnispersonal schreibt die Bestechung der verschwundenen Wärter und Beamten auf Ihr Konto! Oberstaatsanwalt Marny . . .“

Er zögert.

Zorn, flammende Entrüstung berauben mich beinahe der Sprache.

„Man macht also mich aus einem Ankläger zu einem Angeklagten?“

Der Polizeipräsident nickt schweigend.

„Herr Präsident!“ rufe ich erbittert, „Sie werden meine Antwort erfahren!“

„Ich hoffe es“, antwortet er mit erzwungener Beherrschung. „Wir sind begierig auf Ihre Antwort, Herr Jansen!“

Ich reiße die Tür auf.
Wachen stehen davor.

„Herr Jansen,“ höre ich den Polizeipräsidenten sagen, „Sie verlassen dieses Haus nicht mehr! Im Namen des Staates — sind Sie verhaftet!“

Ich lache auf.
Ist dies noch meine Stimme?
„Darf ich wissen, warum man mich verhaftet?“
„Gewiß. — Wegen Teilnahme an der Ermordung unseres Staatspräsidenten.“

Ich bin allein.
Niemand darf zu mir. Auch Willy nicht. Wegen „Verabredungsgefahr“!
Ich weiß nichts von Marion.
Nichts!
Nichts!
Wenn ich wieder frei bin, wird Natas es büßen müssen!
Wenn!!?

Zweiter Teil.

I.

Ich habe die Berichte über die letzten Vorfälle erst nach meiner Enthaftung ins Diktaphon gesprochen, zur Niederschrift für Viktor.

Nur sechsunddreißig Stunden sind verflossen — vom ersten Auftauchen German Mays bis zu meiner Verhaftung —, aber mir erscheint es wie mein halbes Leben.

Für die Zeit, die dann beginnt, habe ich nur ein Wort: Grauen.

Niemand kommt in meiner Haft zu mir. Niemand, der mir Nachricht bringt!
Was ist mit Marion geschehen?
Ist sie tot?
Leidet sie?
Vielleicht werde ich wahnsinnig.
Ich durchmesse den Raum, der mich gefangen hält.
Hin und her. Hin und her.

Jetzt steht die Sonne draußen im Zenith.
Mittag!
Keine Nachricht von Marion!
Nichts von Willy!
Niemand, der nach mir fragt!
Der Himmel färbt sich draußen golden.
Abend!

Mitten im Quadrat des einen Fensters, das hoch oben, vergittert, die Wand durchbricht, glimmt fern am Himmel der Komet. Giftgrün, vielleicht zehnmal größer als gestern — ein geheimnisvoll drohendes Symbol, unheimlich wie mein Schicksal.

Geräusch.
Die Tür geht auf.
Ein Beamter.
„Herr Jansen, wollen Sie ins Sprechzimmer kommen? Besuch ist hier.“
„Wer?“
„Lady Diana Gonzaga.“

Diana ruht in einem Klubsessel und wendet mir schweigend ihr schönes Gesicht zu, mit rätselhaftem Ausdruck.
„Lady Diana,“ rufe ich, „wo ist Marion?“
„Ich weiß es nicht, Mister Jansen.“
„Sie wissen es, Lady Diana!“
„Mister Willy Borch glaubt dasselbe. Und doch kann ich auch ihm nichts anderes antworten als Ihnen. Ich weiß es wirklich nicht, Mister Jansen!“
„Sind Sie nur gekommen, Lady Diana, um mir das zu sagen?“
„Nur deshalb, Mister Jansen! — Darf ich rauchen?“ fragt sie einen im Raum weilenden Beamten. Jetzt erst bemerke ich, daß es niemand geringerer ist als der Polizeipräsident selbst.
„Bitte, Mylady“, antwortet der.
Was will Diana von mir — frage ich mich — und finde keine Antwort darauf.
Ihre schlanke, weiße Hand hält eine Zigarette wie eine Blume. Bebt diese Hand?

Dianas Blick ruht minutenlang sinnend auf dem langsam aufsteigenden Rauchgekräusel.

Welche Gedanken mögen jetzt hinter dieser wunderbaren Stirn lebendig sein?

Die feinen Brauen ziehen sich schmerzlich zusammen.

„Mister Jansen," beginnt Diana, „Ihr Direktor Willy Borch ist wirklich ein Gentleman."

„Warum sagen Sie das?"

„Er war bei mir."

„Lady Diana, ich habe für nichts Interesse als für das Leben Marions.

„Auch nicht für Ihre Freiheit?"

„Meine Freiheit? Werden Sie mir meine Freiheit geben können? Oh — wie brauchte ich sie! Wie hätte ich sie gebraucht, jetzt, in diesen schrecklichen Stunden, die ich hier auf und ab gerannt bin, zur Ohnmacht verurteilt zwischen unerbittlichen Wänden, indessen ich draußen hätte helfen, retten sollen!"

„Sie Armer!"

„Nicht ich bin arm — Marion ist arm!"

„Immer wieder derselbe Gedanke, Mister Jansen! Immer Marion Harder!"

„Ja, immer derselbe Gedanke, Lady Diana. Sind Sie gekommen, um das zu erfahren?"

Sie blickt mich erschrocken an.

„Bei meiner Seele — nein!"

„Was haben Sie am Herzen, Lady Diana? Leider bin ich für gesellschaftliche Konversation in einer unmöglichen Verfassung. Bitte, entschuldigen Sie es!"

„Mister Jansen, wollen Sie nicht erfahren, was Mister Willy Borch mit mir besprochen hat?"

„Wenn Sie es befehlen, Lady Diana?"

„Sie sagen das in einem Ton, Mister Jansen? — Aber hören Sie mir dennoch zu! Mister Willy Borch meinte — da Sie doch jemandem Ihr Wort gegeben haben, nicht zu verraten, von wem Sie die Vorbereitung des Attentats auf den Staatspräsidenten erfahren haben —, er wolle an Ihrer Stelle alles verraten — da er durch keinen Eid gebunden sei."

Ich sehe, wie der Polizeichef zusammenzuckt, aufhorcht.

„Da Willy von mir absolut nichts erfahren hat, finde ich dieses Gespräch von ihm mit Ihnen, Lady Diana, sehr sonderbar. Was wollte er von Ihnen?"

„Meinen Rat."

„Und was rieten Sie ihm, Mylady?"

„Nichts zu tun ohne Ihre Genehmigung, Mister Jansen!"

„Ich danke Ihnen, Lady Diana."

„Wollen Sie, Mister Jansen, über Ihre Quelle noch immer schweigen?"

Diana blickt mich bei diesen Worten merkwürdig an.

„Ich habe jemandem mein Wort gegeben, zu schweigen."

Ein leises, kurzes Auflachen des Polizeipräsidenten, nervös, ironisch.

„Könnten Sie nicht dieses Wortes entbunden werden?" fragt Diana mit rätselhafter Betonung.

„Seit wann läßt sich ein Mann seines Wortes entbinden?" entgegne ich.

„Auch nicht, wenn Sie dadurch an Marions Rettung arbeiten können?"

„Macht es Ihnen ein so besonderes Vergnügen, mich in Versuchung zu führen oder zu quälen, Lady Diana?

Sie erbleicht und erhebt sich.

„Good by, Mister Jansen", sagt sie, schwer atmend. „Ich sehe, der Herr Polizeipräsident ist zu gentlemanlike, mir zu sagen, daß ich die mir zubemessene Sprechzeit bereits überschritten habe. Wenn Sie wieder heraußen sind, Mister Jansen, werde ich Ihnen ein kleines Rätsel auflösen."

„Ich interessiere mich nicht für Rätsel! Und wann werde ich wieder heraußen sein?" rufe ich bitter.

Diana hat ihre Beherrschung wiedergefunden. Sie lächelt.

„Mister Jansen, Sie dauern mich wirklich! So ganz hoffnungslos!"

Spottet sie meiner?

Sie wendet sich an den Polizeipräsidenten, entnimmt einem Täschchen ein kleines Billett und übergibt es ihm.

„Herr Präsident, wollen Sie mir ritterlich versprechen, diesen Brief in genau einer Viertelstunde zu öffnen? Wollen Sie?"

„Gewiß, Mylady", antwortet der Polizeichef überrascht.

Ein bezauberndes Lächeln der schönen Lady Diana Gonzaga dankt ihm dafür. Er will sie begleiten, aber sie verwehrt es ihm mit unnachahmlichem Charme.

Ich werde in den Haftraum zurückgeführt.

Eine Viertelstunde ist um.

Schritte nahen.

Der Polizeipräsident selbst!

„Herr Jansen, Sie sind frei!

„Wieso?"

„Lady Diana Gonzaga schreibt in diesem Briefe, daß sie selbst Ihnen das geplante Attentat auf den Staatspräsidenten verraten hat."

„Schreibt sie auch, von wem sie diesen Plan erfahren hat?"

„Sie deutet es an."

„Darf ich wissen, von wem?"

„Ja. Von Sergis Natas."

„Und was wird jetzt geschehen?"

„Wir werden Natas verhaften. — Und — vielleicht auch Lady Diana!"

Ein Privatflugzeug des Polizeipräsidenten hat mich auf dem Dache des Universale-Hauses gelandet.

Dort erwartet mich Viktor.

„Glückliche Ankunft!"

„Nachrichten über Marion, Viktor?"

Er schüttelt bekümmert den Kopf.

Ich frage Viktor: „Wieso werde ich hier erwartet?"

„Lady Diana Gonzaga hat die Ankunft angekündet. Auch sie wartet."

„Wo?"

„Dort! Im Dachgarten."

„Und Willy?"

„Jagt nach Fräulein Marion Harder. Mit großer Mannschaft."

„Meldungen von ihm?"

„Die letzte vor einer Stunde! Nichts gefunden! Auch die Polizei nichts! Auch Herr Harder nichts!"

„Welch trauriger Empfang! Ich werde mit Lady Gonzaga sprechen."

Viktor verschwindet.

Im grünen Laubschatten sitzt Diana.

Letzte Funken der Abendsonne sind durch das Dickicht hinter ihr geglitten, umspielen von rückwärts ihr Haar wie eine Gloriole, glitzern auf ihren Diamanten.

Wie schön ist Diana!

Gerade über ihrem Haupte erstrahlt am dunkler sich färbenden Himmel gespenstisch wie ein grünleuchtendes Phantom der ungeheure Komet.

„Nun," ruft Diana, sich erhebend, „habe ich recht getan, Fred?"

„Ich danke Ihnen, Mylady! Sie haben mich befreit!"

Ihre Hand faßt nach meiner, ihre Lippen beben, als sie weiterspricht.

„Warum so fremd, Fred? Warum so förmlich? Niemand hört uns! Wir sind allein! Du hast im Bösen zu mir „Du — Diana" gesagt — willst du es nicht auch im Guten sagen?"

„Ich danke dir, Diana!"

Sie neigt sanft das Haupt, ihre süßen Augen blicken traurig zu mir auf, voll Hingebung, voll verhaltener Glut.

„Fred! . . . Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen werden? . . . Vielleicht ist es das letztemal, daß ich bei dir bin."

„Diana, ja! Du mußt fliehen! Der Polizeipräsident will dich verhaften!"

„Darum bin ich da, Fred. Um Abschied zu nehmen."

Plötzlich — was bringt mich darauf? — fällt mir der Saprophytenregen ein.

Hier, an derselben Stelle, hat sich aus Dianas Flugzeug der Tod als unsichtbare Wolke feucht auf uns herabgesenkt.

Dianas Sensitivität spürt meine Gedanken.

„Woran denkst du, Fred?"

„Daran, daß wir zwei, du und ich, gestern unter diesen Palmen nicht hätten bleiben dürfen."

„Warum, Fred?"

„Ich weiß nicht, ob ich gut tue, davon zu sprechen."

„Du mußt, Fred!"

„Ich weigere mich."

„Du hast angefangen, davon zu reden. Also rede zu Ende!“

„Ich wollte, ich hätte nicht davon angefangen! Ich werde nicht zu Ende reden.“

„Auch nicht, wenn ich dich darum bitte? . . . Fred! Warum? Warum dies?“

„Frauen sind wankelmütig, Diana. Und du bist mir ein Rätsel, eine Sphinx.“

„Die Sphinx war grausam! Bin ich grausam?“

„Du hast mir seit gestern viermal Gutes getan, Diana: Als du mich den Staatspräsidenten warnen hießest — als du mich im Olaftheater nicht mehr in die Loge zurückkehren ließest — als du mir Marion wiedergabst und jetzt, da du deine Freiheit für meine opferst.“

„Ich will dir nicht nur viermal Gutes tun, Fred — ich will dir immer Gutes tun!“

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnis um Mitternacht.

Skizze von **Else Rabe.**

Frau Anna verabschiedete sich von ihrem Bruder an der Haltestelle der Straßenbahn und strebt über den großen Platz hinweg, ihrem Hause entgegen.

Grelle Autohupen tönen plötzlich laut an ihren Ohren. Sie wähnt sich selbst in Gefahr, will, aus ihrer tiefen Versunkenheit aufgestört, verwirrt zurücklaufen, da sieht sie für den Bruchteil einer Sekunde den Körper einer Frau unter einem Auto verschwinden.

Der Wagen hält dicht vor ihr an, und der Chauffeur kommt verstört auf sie zu: „Sie haben es doch auch gesehen, nicht wahr? Ich habe sie gewarnt, aber sie lief direkt in meinen Wagen hinein.“ Er beugt sich zu der Verunglückten herab.

Es ist Mitternacht, wenige Menschen sind in den Straßen, und niemand von den in der Ferne Dahineilenden bemerkte den tragischen Vorfall.

„Wir müssen sie zur Unfallstation bringen“ meint der Chauffeur. Frau Anna überwindet alle Scheu vor der ohnmächtigen Verletzten, hilft beim Hineinheben in den Wagen und ist im Begriff, einzusteigen — da bemerkt sie eine Handtasche neben dem Wagen.

„Suchen Sie ihre Adresse darin“, sagt der Chauffeur, der bereits auf seinen Führersitz gestiegen ist.

Immer noch wie in Traumbefangenheit, setzt sich Frau Anna auf den heruntergeklappten Rücksitz, während die Unbekannte ihr gegenüber, in eine Decke gehüllt, mit steifen Gliedern ausgestreckt liegt.

Sie öffnet die ziemlich große Handtasche und findet außer Schlüsseln, einem Taschentuch und einer Börse mit einigen kleinen Münzen ein elegantes grünes Wildlederetui, das im Widerspruch zu der billigen Tasche und der einfachen Kleidung der Frau steht.

Es kommt ihr plötzlich zum Bewußtsein, wie indiskret sie fremdes Eigentum untersucht, und daß sie im Begriff ist, vielleicht streng gehütete Geheimnisse zu erforschen. Sie blickt daher nur flüchtig in das prall gefüllte Etui und bemerkt zu ihrem Erstaunen eine Menge großer Geldscheine.

Wie sie es wieder an seinen Platz zurücklegen will, entdeckt sie einen kleinen zusammengefalteten Zettel. Es ist ein Pfandschein über einen Trauring, ausgefüllt auf den Namen Charlotte Krüger. Frau Anna blickt auf ihre eigene Hand hinab und denkt: Wie schlecht müßte es mir gehen, ehe ich diesen Ring versetzte.

Die Schuhe der Verunglückten ragen unter der Decke hervor: sie sind geflickt und ausgetreten. Überall bitterste Not.

Frau Anna öffnet noch einmal die elegante Tasche und zählt die Scheine. Es sind dreitausend Mark.

Das Auto hält vor der Rettungswache. „Nun, haben Sie festgestellt, wer es ist?“ fragt der Chauffeur.

„Ja“, antwortet sie, nennt den Namen und reicht ihm die Tasche. Die Börse ließ sie wie unter einem magischen Zwang in ihre Manteltasche gleiten.

Sie heben die Frau aus dem Wagen, und der Unfallarzt stellt den sofort eingetretenen Tod fest. Ein Protokoll wird aufgenommen; Frau Anna und der Chauffeur erklären sich bereit, sofort die Angehörigen der Verunglückten, falls sie an der im Pfandschein angegebenen Adresse zu finden seien, zu benachrichtigen.

Frau Anna nimmt nun neben dem Chauffeursitz Platz, da ihr das Innere des Wagens Grauen einflößt. Sie probieren an dem fremden Haus den Schlüssel der Unbekannten und finden auch das Namensschild.

Ein Herr in seidenem Schlafanzug führt die beiden Ruhestörenden in ein Zimmer, ruft seine Frau und bittet um ausführlichen Bericht; es handle sich um die Inhaberin dieser Wohnung, die Wirtin des Ehepaars.

Der Chauffeur legt die Handtasche auf den Tisch und meint, daß es der armen Frau wohl schlecht gegangen sei, da man außer einem Pfandschein kaum eine Mark bei ihr gefunden habe.

Das Ehepaar wechselt einen kurzen Blick. „Es ging ihr wohl schlecht“, sagt der Herr langsam. Sie verkaufte Stück für Stück von ihrer Wohnung, da sie darauf angewiesen war, nur von der Miete zu leben, die wir ihr zahlten. Sie stammt aus gutem Hause und ist früher vermögend gewesen. Sie können es noch an den Möbeln erkennen.“

„Nun ist sie so in ihrer Not gestorben“, sagt die junge Dame bedauernd, „und wir haben ihr im stillen am letzten Tag noch unrecht getan.“

Ihr Mann sieht sie leise warnend an.

„Ach, warum sollen wir es nicht gestehen? Wir leisten ihr damit noch laute Abbitte. Sie ist ein guter und feiner Mensch gewesen und hat es verdient. Also denken Sie: ich vermisse seit heute abend eine größere Geldsumme, obgleich ich das Haus nicht verließ, und obwohl nur Frau Krüger unsere Zimmer betrat. Wir haben alles durchsucht und wußten uns keinen Rat mehr, so daß wir vor etwa einer Stunde Frau Krüger benachrichtigten, damit sie uns beim Suchen in der Wohnung behilflich sei. Sie nahm die Mitteilung aber so merkwürdig auf, daß wir plötzlich diesen häßlichen Verdacht faßten. Die sonst so ruhige Frau wurde ganz aufgeregt, sie schrie uns an, ob wir sie etwa für die Diebin hielten, setzte ihren Hut auf und verließ sofort das Haus. Es war kurz vor Mitternacht, und sie ist nie so spät fortgegangen. Wir glaubten nun, sie habe das Geld in der Tasche gehabt und wollte es fortschaffen, weil sie eine Haussuchung fürchtete. Vielleicht ist sie über den vermeintlichen Verdacht so aufgeregt gewesen, daß sie darum dem Unfall zum Opfer fiel. Oder —“

Die junge Frau sieht ihren Mann entsetzt an und bricht plötzlich in ein nervöses Weinen aus. „Vielleicht“, stammelt sie unter Schluchzen, „hat sie sich aus Scham darüber das Leben nehmen wollen. Sie war eine empfindliche und grundehrliche Frau.“

Frau Anna, die dem Gespräch schweigsam in großer Erregung folgte, erhebt sich zur Verabschiedung. Sie stellt sich dicht neben den Tisch, der mit einer bis zur Erde reichenden Decke verhüllt ist, bückt sich plötzlich und greift dabei unauffällig in die Manteltasche. „Da — ich habe eben mit der Fußspitze dagegengestoßen“, sagt sie und hält das Wildlederetui dem Ehepaar hin.

Sie vernimmt die lebhafte und doch so oberflächliche Freude der beiden, die den Betrag für einen neuen Pelz bestimmt hatten, und empfindet alle Qualen der Toten, die in ihrer großen Not aus dem Überfluß nahm und den einzigen Reichtum der Armen — die Ehrlichkeit — als Letztes hingab.

Sie hört die Lobreden über die Redlichkeit dieser braven Frau und denkt, daß sie vom unergründlichen Schicksal ausgesandt worden sei, die so rasch Bestrafte vor dem letzten Schimpf zu bewahren.

Land des Aberglaubens.

Dieser Tage wurde in einem kleinen Städtchen in Südserbien eine alte Frau verhaftet, die in ihrem Heimatort allgemein als Hexe verschrien war. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß die Alte über einen großen Kundenkreis von zum Teil angesehenen Bürgern verfügte, die ihre Dienste in dieser oder jener Weise in Anspruch genommen hatten. In der Wohnung der „Hexe" fand man u. a. höchst merkwürdige Rezepte von denen eines beispielsweise lautete: „Will eine Frau haben, daß sie den Männern gefällt und daß sie ihre Liebe gewinnt, so muß sie sich drei Tage hindurch vom Rauch eines Ofens oder eines Schornsteins anrauchen lassen. Außerdem darf sie fünf Tage lang nichts essen, sondern muß nur Wasser trinken." Natürlich wurde dieser „Hexe" kein Hexenprozeß gemacht, sondern sie wurde wegen regelrechten Betrugs verhaftet, denn für ihre Rezepte hatte sie recht beträchtliche Gelder angenommen.

Es wäre nun ein Irrtum, wollte man glauben, daß solche Fälle von phantastischer Leichtgläubigkeit nur noch vereinzelt etwa in abgelegenen Balkandörfern vorkommen. O nein, auch anderswo, beispielsweise in Ungarn kann man immer wieder mitunter groteske Fälle von Aberglauben aller Art erleben. So geschah es kürzlich in dem Budapester Vorort Steinbruch, daß Vorübergehende auf der Straße furchtbare Schreie, offenbar von einem Kind, hörten. Als die Nachbarn in die betreffende Wohnung eingedrungen waren, da sie glaubten, daß hier ein Unglück geschehen sei, fanden sie dort eine alte Frau, die ihr kleines Enkelkind gezwungen hatte, sich auf einen glühendheiß gemachten Eisenring zu setzen. Natürlich wurde die Frau angezeigt. Bei Gericht gab sie dann an, daß sie sich keineswegs schuldig fühle, denn sie habe nur nach einem uralten Rezept gehandelt, das vorschreibt, daß man Kinder, wenn sie Leibschmerzen haben, auf ein glühend heißes Eisen setzen müsse.

Die Durchführung des Kampfes gegen den Aberglauben liegt in Ungarn in den Händen des Volksgesundheitsmuseums, das schon seit Jahren eine systematische Aufklärungspropaganda gegen die fürchterlichen Schäden betreibt, die der Aberglaube verursacht. Trotzdem, so erklärte kürzlich eine leitende Persönlichkeit dieses Volksgesundheitsmuseums dem Vertreter eines Budapester Blattes, seien Fälle von Aberglauben, besonders auf dem Gebiet der Medizin, noch immer sehr häufig. Ein besonders eigenartiger Volksbrauch oder richtiger gesagt Aberglaube ist die Anwendung von Disteln gegen Ohrenschmerzen. Es müssen aber ganz besondere Disteln sein, die für diesen Zweck verwendet werden, nämlich Disteln von einem Friedhof. Mit dem Stachel einer solchen Distel muß dann, wie der Aberglaube vorschreibt, das Trommelfell des kranken Ohres durchstochen werden. Ein anderes angebliches Mittel gegen Ohrenschmerzen soll Knoblauch sein, der ins Ohr gesteckt werden muß. Auch die Unsitte, das Schreien kleiner Kinder dadurch zu bekämpfen, daß man ihnen Mohnköpfe zum Lutschen gibt, hat schon unendlich viel Todesfälle zur Folge gehabt.

Im ungarischen Tiefland, im sogenannten Alföld, ist es eine sehr verbreitete Unsitte, neugeborenen Kindern eine halbe Stunde nach der Geburt einen Kaffeelöffel Schnaps einzuflößen. Davon sollen einem alten Aberglauben zufolge die Kinder kräftiger werden. Ein ebenfalls in der ungarischen Tiefebene geübter Aberglaube ist der, daß eitrige Wunden durch Auflegen von Hefe behandelt werden könnten. Gegen entzündete Augen bei Kindern soll angeblich Muttermilch besonders gut sein. Ein geradezu schrecklicher Aberglaube aber wird noch heute in manchen Dörfern Transdanubiens, d. h. Westungarns, geübt, das sogenannte „Messen" der Kinder. Zu diesem Zweck werden dem neugeborenen Kind der rechte Ellenbogen und das linke Knie zusammengedrückt. Auf diese Weise will man feststellen, ob das Kind wohlproportioniert ist. Durch diese furchtbare Unsitte entstehen häufig unheilbare Schulter- oder Beckenverrenkungen, als deren Folge dann die unglücklichen Kinder später als Krüppel herumlaufen. Natürlich fehlen auch nicht alle möglichen Abwehrmittel gegen den sogenannten „bösen Blick", der auch noch immer eine große Rolle spielt und der Schrecken vieler abergläubischer Frauen ist, denn, wie sich aus den Erfahrungen des erwähnten ungarischen Volksgesundheitsmuseums ergibt, sind es in der Hauptsache Frauen, die Opfer solchen Aberglaubens werden.



Bunte Chronik



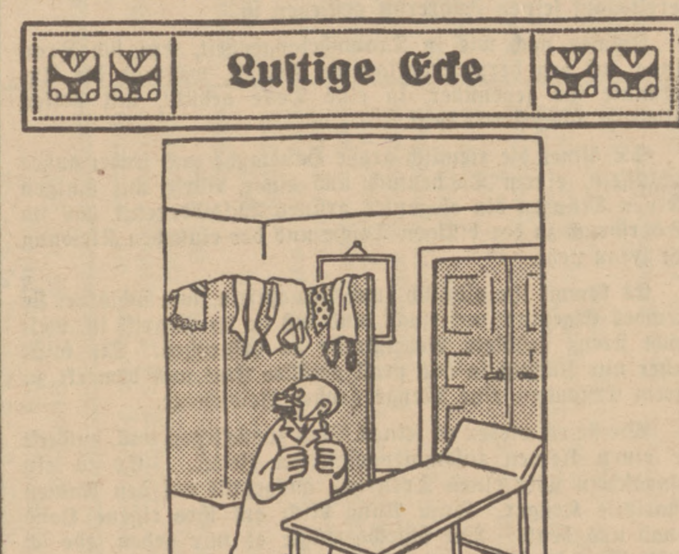
„Ein Land gegen einen Spatzen"

nennt sich eine Glosse, die die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht und die einen interessanten Einblick in die Wirtschaft Australiens gewährt:

Lebhafte Erregung herrsche, so wird aus Sydney gemeldet, unter den Farmern Westaustraliens. Ihre Ursache ist klein, man könnte sogar sagen winzig, aber man befürchtet verheerende Nachwirkungen. Der blinde Passagier eines an der Küste entlangfahrenden Frachtdampfers nämlich ist in Freemantle entflohen, und man hatte zwar alle Überlandeisenbahnen unter Kontrolle gehalten, nicht jedoch mit gleicher Sorgfalt die Schiffahrt. Nun sind bereits Komitees gebildet worden, um des höchst unwillkommenen Besuchers habhaft zu werden, für dessen Einbringung, tot oder lebendig, eine namhafte Belohnung ausgesetzt worden ist. Alle diese Maßnahmen, Drohungen und Ängste gelten einem einzigen Sperling.

Dieser gesellige und uns Europäern in seiner Unscheinbarkeit so vertraute Vogel ist erst verhältnismäßig spät nach Australien eingeführt worden. Man hat feststellen müssen, daß er das einigen seiner Gattung freundlich, aber leichtsinnig gewährte Gastrecht ungebührlich überschritten hat. Denn aus einer Handvoll Spatzen sind inzwischen einige Millionen und damit eine wahre Landplage geworden. Westaustralien war bisher frei davon, da es durch die große, sich quer durch den Kontinent ziehende Wüste von den anderen Gebieten abgetrennt ist; überdies hatte man hier auf das Halten eines Sperlings hohe Geldstrafen gesetzt. Nun wird diese Freiheit durch den einen unternehmungslustigen Ausreißer bedroht, den zu fangen bisher noch nicht gelungen zu sein scheint. Wird er einen Gefährten finden, ein Nest bauen, und, wie es nun einmal seine Art ist, dreimal im Jahr brüten? Das ist die Frage, von der für die besorgten Farmer vieles abhängt. Für sie ist der Spatz kein heiliges Tier wie für das Altertum, das in ihm ein Sinnbild der Fruchtbarkeit sah, für sie ist er nur der Feind der Äcker, und darum steht das ganze Land auf zum unerbittlichen Kampf gegen den unerwünschten Eindringling.

Lustige Ecke



„Muß ich auch den Hut ablegen, Herr Doktor?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.